

Basil Wiese

Situation und Affekt

164 Seiten · broschiert · € 34,90
ISBN 978-3-95832-231-8

© Velbrück Wissenschaft 2020

1. *Attention!*

turn customers into **fanatics**
products into **obsessions**
employees into **ambassadors**
and brands into **religions**
– *Slide auf dem X4 Experience Management Summit 2019, via r/LateStageCapitalism*

Obiges Zitat würden so manche Gesellschaftsbeobachter/innen als Bestätigung für die Behauptung sehen, unsere Gegenwart sei geprägt von gesteigerter *Intensität* (cf. etwa Garcia 2017). Werbung wird aggressiver, radikale Parteien beliebter, die Positionen in den Filterblasen polarisierter, aus Trollen werden Swatter,¹ wöchentlich gibt es

1 ›Trolling‹ bedeutet im Internet-Jargon eine beabsichtigte, ›durchgezogene‹ Provokation, insbes. durch das Präsentieren konträrer Standpunkte, um eine Reaktion zu erhalten. ›Swatting‹ ist das falsche Absetzen eines Notrufs, etwa in Form von Mord- oder Bombendrohungen, unter Annahme der Identität des ›Ziels‹, um dieses durch die eintreffende Polizei zu ›stören‹. Hierdurch gab es in den USA bereits Todesopfer.

einen neuen Shitstorm und jedes gesellschaftliche Problem wird für sich mit außerordentlicher Brisanz kommuniziert. Gleichzeitig sei das Beziehungsgefüge, insbesondere bei den sog. Millennials, lockerer und individuierter geworden: Beschworen wird in den Feuilletons die Vereinzelung durch Verstärkung und Internet, die ständige Ablenkung durch Smartphones, polyamouröse Beziehungen, Geschlechter- und Orientierungswechsel, und nicht zuletzt ein beklagenswerter Verlust von *brand loyalty*. Zusammengenommen scheinen wir uns im Modus einer »Ökonomie der Aufmerksamkeit« zu befinden (Lanham 2006), die im Wettstreit um Aufmerksamkeiten soziale Beziehungen entweder destabilisiert und zerfasern lässt (Reckwitz 2017), oder aber komplexitätsreduzierende »populistische« politische Strategien nahelegt (Mouffe 2018), denen es gelingt, Aufmerksamkeit fortlaufend auf sich zu lenken. Das betrifft nicht nur »dramatische« Themen starken öffentlichen Interesses wie Klimakrise oder digitale Totalüberwachung, sondern auch alltägliche, fortlaufende und hintergründige Bemühungen, Gefühle und Verhalten der Leute in die gewünschte Richtung zu »stupsen« (Friedli und Stearn 2015). Für Gesellschaftstheoretiker/innen stellt sich gegenwärtig somit das Problem, wie dieser »Kampf um Anerkennung« (Honneth 1994) dem empfindsamen »homo sentimental« (Illouz 2006) noch Entfaltung in Form von »Resonanzerfahrungen« (Rosa 2016) erlaubt.

Ob die damit verbundenen Diagnosen zutreffen oder nicht ist nun für diese Arbeit weniger von Interesse als die heuristischen Potenziale, auf die sie verweisen:² In der hier aufscheinenden reflexiven und praktischen Hinwendung zu öffentlicher Aufmerksamkeit und sozialer Intensität werden diese nicht als rein kognitive Phänomene verstanden, sondern legen eine genuin soziologische Perspektive nahe, die sich dann etwa dafür interessiert, *wie* »Aufmerksamkeit« von den Teilnehmer/innen produziert und problematisiert wird, und die Frage in den Raum stellt, *was* wir unter »Intensität« überhaupt soziologisch zu verstehen haben.

In den Kulturwissenschaften wird dieser Themenkomplex seit einiger Zeit erfolgreich unter dem Mantel eines *turn to affect* behandelt, der mittlerweile – wenn auch zurückhaltend – auch die Soziologie erreicht hat.³ Mit *affect* sind hier weniger die subjektiven Regungen einzelner Teilnehmer/innen gemeint, also nicht »der Affekt« (à la »Mord im Affekt«), sondern

2 Nach Gesa Lindemanns Theorieklassifizierung (Lindemann 2009, 19–26) bewegen wir uns also im Bereich der Sozialtheorie – was uns nicht daran hindert, Gesellschaftstheorien als Aufhänger zu benutzen.

3 Cf. zu einer aufkeimenden »Affektsoziologie« neben interdisziplinären Sammelbänden (u.a. Clough und Halley 2007; Angerer, Bösel und Ott 2014; Gregg und Seigworth 2010; Pfaller und Wiese 2018) hierzulande insbes. die Veröffentlichungen DFG-Sonderforschungsbereich 1171 »Affective Societies« (etwa Slaby und Scheve 2019; Kahl 2019; Röttger-Rösler und Slaby 2018).

die körperlichen Wechselwirkungen *zwischen* Teilnehmer/innen, m.a.W. *Affizierungen*. Affektsoziolog/innen scheinen sich dabei insbesondere für die *empirische* Untersuchung von Affektivität zu interessieren. Hierfür wiederum bedienen sie sich affekttheoretischem Beschreibungsvokabular, das sich insbesondere *philosophischen* Fragen widmet. Die daraus resultierende gängige empirische affektsoziologische Strategie, philosophische Heuristiken »anzuwenden« und selektiv an etablierte sozialtheoretische Bezugspunkte zu knüpfen (cf. exemplarisch etwa die »Anwendung« von Waldenfels in Wiese 2018 oder die »Anwendung« von Schmitz in Gugutzer 2012) mag dabei für ein zeiteffizientes Durchführen von Forschungsvorhaben hinreichend sein, ist aber langfristig sowohl aus theoretischer wie auch methodologischer Sicht unbefriedigend: Theoretisch bedeutet der hohe Grad an Selektivität soziologischer wie auch philosophischer Bezugspunkte eine Fragmentierung affektsoziologischer Forschung, die dadurch sowohl inter- als auch intradisziplinär sein Potential als *turn* verspielt, eine genuin neue Perspektive auf soziale Phänomene zu eröffnen. Und aus methodologischer Sicht ist Theorie aus Disziplinen wie der Philosophie, die sich nicht von Grund auf immer auch mit der Frage der empirischen Beobachtbarkeit und des methodischen Beobachtbar-Machens (hier: von Affektivität) auseinandersetzen müssen, bestenfalls unvollständig und führt schlimmstenfalls zu konzeptionellen Sackgassen.

Im Folgenden werden wir uns daher der Frage widmen, ob für die Ausarbeitung affektsoziologischer Problemstellungen nicht ein affektsoziologisches Theorievokabular entwickelt werden könnte, welches affekttheoretische Positionen nicht einfach übernimmt, sondern zu diesen vielmehr soziologische Äquivalente und Anschlussstellen ausfindig macht, die in bestimmten Punkten von den Ideen des *affective turn* profitieren können. Anhand der jetzt folgenden soziologischen Interpretation affekttheoretischer Grundpositionen wird dabei deutlich gemacht werden, dass eine solche Anschlussstelle für die Soziologie insbesondere der methodologische Situationismus darstellt, der sich mit der sozialen Situation gleichermaßen das »körperliche Dazwischen« des *affect* zu seinem Ausgangspunkt nimmt.

1.1 Affekt, Sinn, Situation

Analog zum *linguistic* und *body turn* versteht man unter dem *affective turn* ein Bündel disziplinenübergreifender Ansätze, die nicht nur neue Forschungsgebiete, sondern eine grundsätzlich neue *Forschungsperspektive* eröffnen wollen. Die Forderung der Vertreter/innen des *turn to affect* lautet, Phänomene jeweiligen disziplinären Interesses primär aus einem affektiven Blickwinkel zu betrachten. In der Ausdeutung dessen,

was unter ›affektiv‹ zu verstehen ist, ist der Diskurs gespalten: Die eine Position postuliert die Existenz basaler ›Affektprogramme‹, anhand derer sämtliches menschliches Verhalten klassifiziert werden kann. Diese ist insbesondere an *naturwissenschaftlicher* Anschlussfähigkeit ausgerichtet und erscheint für soziologische Theoriebildung allzu limitierend, um näher verfolgt zu werden (exemplarisch cf. aber Sedgwick 2003; Brennan 2004).⁴ Interessanter – und auch populärer – ist die andere Position, die unter Affektivität relationale körperliche *Affizierungen* versteht, die auf dem wechselseitigen Vermögen von Körpern ›affizieren und affiziert zu werden‹ beruht (Leys 2011, 442), welche der Unterscheidung *zwischen* diesen Körpern – sowie Unterscheidungen überhaupt – vorausgeht. Hier wird unter Affektivität – zunächst – *nicht* ›Emotionalität‹ verstanden: Es geht weiterhin nicht um ›den‹ Affekt, auch nicht um subjektive ›Gefühle‹ oder geteilte ›Stimmungen‹, sondern um unspezifische *intensity*, das ›Dazwischen‹ relationaler körperlicher Affizierungen, ähnlich dem »Fleisch« Merleau-Pontys (cf. Merleau-Ponty 1986, 172–203), aus dem heraus sich erst für uns der Anschein diskreter Entitäten herauschält. Kategorien wie Gefühle, Emotionen, Atmosphären, Stimmungen etc. werden als auf diesen Affizierungen *aufbauende* Phänomene verstanden: Deshalb nämlich, weil diese Phänomene bereits sinnhafte Unterscheidungen treffen, die zwar auf die primäre In-Differenz eines basalen prozessualen ›Affektflusses‹ angewiesen sind, zugleich aber über ihn hinausweisen.⁵

Gerade diese letztere Position ist in den Sozial- und Kulturwissenschaften auf Interesse gestoßen, insbesondere über das Spannungsfeld zwischen dem generellen sozialwissenschaftlichen Interesse an sozialen Sinnhaftigkeiten, i.e. bedeutsamen *Unterscheidungen*, und dem affekttheoretischen Postulat einer diesen Unterscheidungen vorausgehenden affektiven Indifferenz. Die Art und Weise, wie affekttheoretische Bezüge dieses Spannungsfeld jeweils konzipieren, hat für uns weitreichende Konsequenzen zur Bearbeitung der Frage ihrer sozialtheoretischen Anschlussfähigkeit. In den Affekttheorien finden sich einerseits *reduktive* Ansätze, die Sinn und Diskurs als Epiphänomene ansehen und auf die basalere, ›eigentlichere‹ Ebene kollektiver Affizierungen zurückführen (cf. Massumi 1995). Ein unabhängig davon entstandenes, umfassend ausgearbeitetes und etabliertes sozialtheoretisches Äquivalent wäre hier die Akteur-Netzwerk-Theorie, welche diese ›basalere‹ Vorstellung des Sozialen dem soziologisch ›herkömmlichen‹ Sozialen gegenüberstellt (cf. Latour 2010). Andererseits

- 4 Im weiteren Verlauf wird gleichwohl zu sehen sein, dass die Annahme von ›Basisaffekten‹ auch bei Soziolog/innen außerordentlich virulent ist.
- 5 Die affekttheoretische Spinoza-Interpretation spricht bei der indifferenten Affizierung auch von *affectio* (lat.), unterscheidet diese vom zuständlichen *affectus* (lat.), und versteht unter *affect* (eng.) die Verschränkung von beiden. Cf. Slaby und Mühlhoff (2019), 28–33.

finden sich *relationale*, präziser *postrelationale* Positionen, die sozialen Sinn und Affektivität als sich wechselseitig beeinflussend verstehen: Etwa durch den ›Schmelztiegel‹ sozialer Praktiken (Wetherell 2012), oder in den diskursiven Konstellationen und Zirkulationen affektiver Ökonomien (Ahmed 2012). Hier wird sich darum bemüht, die kategoriale Trennung zwischen Subjekt und Umwelt als auch zwischen Affekt und Kognition zu unterlaufen, anstatt sie durch das Postulat der ›Eigentlichkeit‹ einer der beiden durch die Hintertür wieder einzuführen. Wir werden in dieser Arbeit insbesondere die soziologischen Potenziale dieses letzteren relationalen Affektivitäts- und Sinnverständnis, verstanden als Verschränkung der ›Affektivität des Sozialen‹ und der ›Sozialität des Affektiven‹, weiterverfolgen. Nicht nur, weil hier im Vergleich zum existierenden Pendant reduktiver Ansätze in Form der ANT noch einige Lücken mehr im sozialtheoretischen Diskurs zu finden sein dürften (für wichtige bereits gemachte Einschätzungen des Potenzials nicht-reduktiver Ansätze für die Soziologie cf. aber Scheve und Berg 2018), sondern auch, weil dieses Verständnis noch eher für einen Großteil der Soziologie von Interesse sein dürfte, welcher weiterhin an der Kategorie sozialen Sinns festhält, möglicherweise aber auf Grund der Radikalität reduktiver Ansätze von einer soziologischen Beschäftigung mit Affektivität bislang abgesehen hatte. Aus dieser zunächst rein *theoriepolitischen* Entscheidung heraus werden sich im Verlauf der Arbeit noch *theoretische* Auseinandersetzungen mit reduktionistischen Positionen entwickeln, die diese Entscheidung stützen.

Innerhalb der relationalen Perspektive lassen sich abermals zwei, nunmehr *ontologische* Positionen konstatieren: Eine *prozessuale* und eine *ganzheitliche* Sicht auf soziale Affektivität bzw. affektive Sozialität (cf. auch Wiese und Pfaller 2018, 7f.).⁶ Die prozessuale Sicht orientiert sich – trotz aller Kritik an Massumi (cf. Wetherell 2012, 53–67; Leys 2011; Cromby und Willis 2016) – weiterhin an die durch ihn popularisierte Vorstellung von *affect* als ständiges ›Werden‹ (*becoming*) (cf. Massumi 2002, 2011). Das bedeutet, dass das Postulat in-differenter Affektivität keine Eigenschaft ›des Affekts‹ ist, sondern als ›Affizierung‹ Resultat seiner andauernden Bewegung ist, die sich bestimmenden Fixierungen entzieht. Anders ausgedrückt, ontologisches Primat ist hier der unbestimmte *Prozess* und der fortlaufende *Wandel*.⁷ Die von uns als ganzheitlich bezeichnete Position hingegen interessiert sich für die sinnhaften

- 6 Dort nannten wir die ›ganzheitliche‹ Position noch ›holistisch‹; hiervon sehen wir an dieser Stelle auf Grund der nachfolgenden Abgrenzung vom ›methodologischen Holismus‹ der Übersichtlichkeit halber ab.
- 7 Eine solche prozessphilosophische Position findet sich u.a. bereits im πάντα ῥεῖ (›alles fließt‹) Heraklits, auf den Punkt gebracht mit dem Ausspruch, dass man »nicht zweimal in denselben Fluss steigen« könne; Massumi selbst rekurriert insbes. auf Whitehead. Für eine entsprechend prozessoziologische Perspektive cf. Abbott (2016, 2019).

Eigenschaften affektiver Phänomene, etwa für ›Stimmungen‹ und ›Atmosphären‹, als ›hintergründige‹ Affektivität (cf. dazu Schützeichel 2015). Im internationalen Diskurs nimmt diese ganzheitliche Ausrichtung weitaus weniger Platz ein (cf. aber Anderson 2009). Im deutschsprachigen Raum gibt es jedoch ein weitläufiges – auch soziologisches – Interesse an solchen ganzheitlichen affektiven Erscheinungen, welches sich theoretisch insbesondere auf die Phänomenologie, und hier ganz besonders auf die ›Neue Phänomenologie‹ Hermann Schmitz' (u.a. 2007), stützt (cf. insbes. Gugutzer 2017), die sich mit Affizierungen in Form ›leiblicher Regungen‹ auseinandersetzt, die sich aufeinander beziehen und miteinander zu gefühlsmäßigen ›Halbdingen‹ verschmelzen (bzw. sich ›einleiben‹).⁸

Beide Positionen haben soziologisches Echo gefunden; die prozessuale Sicht insbesondere bei poststrukturalistischen und relationalen Soziolog/innen, die sich für die sozialen *Funktionsweisen* von Affektivität interessieren (Seyfert 2011, 2019; Scheve 2018), und die ganzheitliche Perspektive vornehmlich im Kontext der deutschsprachigen Wissens- und Körpersoziologien, die sich verstärkt den sozialen *Ausprägungen* von Affektivität widmen (Gugutzer 2012; Julmi 2015).^{9,10} Das ihnen gemeinsame Interesse an Affektivität wird dabei *soziologisch* betrachtet zu einer Orientierung an *sozialen Situationen* gegenüber *Motiven* oder *Strukturen*:¹¹ Durch die Fokussierung des relationalen, körperlichen und materi-

- 8 D.h., auch wenn Schmitz insbesondere als ›Atmosphärentheorie‹ rezipiert wird, gilt auch hier die basale Affizierung als Möglichkeitsbedingung für komplexere affektive Gebilde. Eine weitere wichtige Referenz neben Schmitz ist Gernot Böhme (etwa 2013a), der sich von Schmitz unter anderem durch seine Betonung der Möglichkeit des intentionalen Gestaltens von Atmosphären unterscheidet.
- 9 Hier würden wir tendenziell auch die Sonderform ›gesellschaftsbezogener Affekttheorie‹ einordnen, die sich für kulturspezifischen ›Zeitgeist‹ interessiert (bspw. Maffesoli 1993; Bude 2014).
- 10 Unserer Ansicht nach ist es gerade die Verbundenheit der deutschsprachigen Wissenssoziologie mit der Phänomenologie, die der ganzheitlichen Position ein vergleichsweise größeres Gewicht innerhalb der deutschen Soziologie beschert – obschon sie die ohnehin bestehenden konzeptionellen Probleme der Entwicklung eines affektsoziologischen Vokabulars noch weiter verschärft: Etwa dahingehend, dass die Leibphänomenologie, wenn sie Affizierung als leibliche Regung auffasst, noch *vor* den Affizierungen die Existenz ›des Leibes‹, i.e. eines ›leibhaftigen‹ Erkenntnissubjekts, voraussetzen muss, und dadurch Kernbestandteile des Untersuchungsgegenstands der empirischen Beobachtung entzieht. Dieser Umstand wird dann darüber hinaus nicht problematisiert, sondern als authentifizierende ›Unverfügbarkeit‹ (Rosa 2018) zelebriert.
- 11 Anders gesagt, eine paradigmatische Verortung in ›Situationismus‹ gegenüber ›Individualismus‹ und ›Strukturalismus‹ bzw. ›Holismus‹. Situationismus wird hier als präzisere Bezeichnung dem mitunter geläufigeren Interaktionismus vorgezogen, auch wenn dieser durchaus, in Rekurs auf Simmels

ellen Sinnzusammenhangs sozialer Affektivität – ob unter den Gesichtspunkten seines Funktionierens oder seiner Ausprägungen – rückt also das *spezifisch Soziale*, auf das der Begriff der Situation im allgemeinen Sinne einer *Konstellation* verweist, gegenüber dem allgemeinen Sozialen der ›Gesellschaft‹ und dem spezifisch Individuellen des ›Subjekts‹ in den Vordergrund. Diese Betonung des Situativen macht nun den *affektive turn* doppelt interessant für die Soziologie: Erstens, angesichts des gegenwärtigen interdisziplinären Erfolges gegenwärtiger Affekttheorien, beinhaltet er Potenzial für das Erstarken methodologisch situationistischer Positionen, die als besonders geeignet erscheinen, sich mit diesem *turn* auseinanderzusetzen, und damit auch, der Soziologie den Forschungsgegenstand ›Affektivität‹ umfassend zu erschließen. Zweitens bedeutet er die Wiederbelebung theoretischer Diskussionen darüber, was sozialtheoretisch überhaupt unter einer Situation zu verstehen ist, nun aber auch in Hinblick auf die Frage, inwiefern Affizierungen für diese eine Rolle spielen. Die Spur in Richtung einer soziologischen Auslotung des Verhältnisses zwischen Situation und Affekt gilt es nun weiterzuverfolgen.

1.2 Zusammenfassung und Aufbau der Arbeit

Eine erste Schwierigkeit stellt sich uns dahingehend dar, dass es in der Soziologie derart unterschiedliche Situationsverständnisse gibt, dass diesen der erste Teil dieser Arbeit zu widmen ist. Diese Unterschiede betreffen erstens die *Reichweite* der Situation: Ob also von Situationen nur bei konkreten ›face-to-face‹-Konstellationen in physischer Kopräsenz

Wechselwirkungen, Situativität betont. Durch die Übersetzung von der ›Wechselwirkung‹ in *interaction* und die Rückübersetzung in ›Interaktion‹ (cf. Bergmann 2011) impliziert die Bezeichnung ›Interaktionismus‹ zugleich aber eine – in den von Soziolog/innen als ›interaktionistisch‹ verstandenen Theorien keineswegs zwingend – angelegte Existenz von inter-agierenden Entitäten. Das Etikett des Interaktionismus hat damit ähnliche Probleme wie der Begriff der ›Intersubjektivität‹, der vor dem ›Inter‹ die Existenz von ›Subjekten‹ annehmen muss. Zur Problematik des Begriffs ›Interaktion‹ cf. auch Dewey und Bentley (1946); deren Vorschlag, stattdessen von *trans-action* zu sprechen, ist zwar technisch gesehen phänomenadäquater. Ein ›Transaktionismus‹ würde allerdings eher ökonomische denn soziologische Assoziationen hervorrufen und ist daher aus unserer Sicht nicht der Bezeichnung ›Situationismus‹ vorzuziehen, die allenfalls vom heutzutage ohnehin nicht mehr weitläufig bekannten *politischen* Situationismus (Situationistische Internationale 1995; Debord 1996) abzugrenzen wäre. Zudem wird dieser eher durch seine Vertreter, ›die Situationisten‹, denn durch sein Programm beschrieben, bzw. hätte die ausschlussfreudige Gruppe kaum zugelassen, dass ein Situationismus von den Situationisten getrennt betrieben wird.

gesprochen werden sollte, oder aber alles, was für den jeweils untersuchten Gegenstand relevant ist (wobei hier ebenfalls Uneinigkeit herrscht, was als ›relevant‹ zu gelten hat), zu ›seiner‹ Situation gehört.¹² Und zweitens betreffen sie den *Stellenwert* der Situation: Ob also beobachtbare Situationsverläufe auf individuelles Verhalten und kollektive Muster zurückgeführt werden können, oder aber soziale Situationen einen Phänomenbereich eigenen Rechts darstellen. Und darüber hinaus, ob dieser Phänomenbereich gleichberechtigt neben anderen Dimensionen des Sozialen steht (bspw. Institutionen), oder Situationen nicht vielmehr der primäre Schauplatz der sozialen Konstruktion dieser anderen Dimensionen darstellt. Dies führt zum zentralen *dritten* Unterschied: Ob Situationen *substanziell* verstanden werden, als soziologisches ›Quasi-Objekt‹, das mit anderen soziologischen Quasi-Objekten – insbesondere dem ›Individuum‹ und der ›Gesellschaft‹ – in Relation zueinander gebracht wird. Oder aber ein *prozessuales* Situationsverständnis, das sich dann für das *wie* eigenständiger situativer Verläufe interessiert. Dieser Unterschied ist für uns deshalb zentral, weil sich darin der oben skizzierte Unterschied zwischen phänomenologisch-atmosphärischen und affekttheoretischen Ansätzen spiegelt: Erstere, in der Behandlung affektiver Phänomene als Ganzheiten, verstehen Situationen substanzialistisch als Entitäten mit qualitativen *Eigenschaften* (den Stimmungen und Atmosphären), die sich der Betrachtung darstellen. Letztere wiederum widmen sich mit Affizierungen den affektiven Prozessen *in situ*.

Im Zuge der Diskussion dieser unterschiedlichen soziologischen Perspektiven auf soziale Situationen konstatieren wir den substanzialistischen Positionen eine Tendenz zur Reduktion von Situationen als bloße Vermittler zwischen Individuum und Gesellschaft, da diesen gegenüber der ephemeren Situation Stabilität und Dauerhaftigkeit konstatiert wird. Dies konfrontiert aus unserer Sicht die soziologische Integration phänomenologisch-atmosphärischer Ansätze mit dem Problem, das ihr ›eigentliches‹ Interesse – die Erscheinungsformen situativer Erfahrung – in der soziologischen Übersetzung Gegenstand einer auflösenden Erklärung ihrer ›Verursacher‹ wird. Hingegen halten wir die prozessuale Position für eine Auseinandersetzung mit Affekttheorie als anschlussfähiger und wird daher ausführlicher weiterverfolgt. Ein dazu nötiges theoretisch umfassend ausgearbeitetes prozessuales Situationsverständnis finden wir insbesondere in der Ethnomethodologie;¹³ hier widmen wir uns zunächst

- 12 Bei als ›affektsoziologisch‹ interpretierbaren Arbeiten spiegelt sich dieser Unterschied dann bspw. folgendermaßen wider: In ›ganzheitlichen‹ Fragen, ob von der Stimmung eines bestimmten Ereignisses gesprochen wird, oder aber von der Atmosphäre einer Institution. Für ›relationale‹ Arbeiten wiederum macht es einen Unterschied, ob sich weitläufigen Verkettungen gewidmet wird, oder aber minutiösen Interaktionsverläufen.
- 13 Als ›Interaktionssystem‹ ist die Situation zudem auch in der Luhmannschen Systemtheorie äußerst präsent. Aus affekttheoretischer Sicht erscheint

den Konzeptionen der ›Einzelsituation‹ in früheren Arbeiten Karin Knorr Cetinas und Anne Rawls'. Mit beiden etablieren wir ein vorläufiges Verständnis von sozialen Situationen als sich eigenlogisch und sinnhaft organisierende materielle Konfigurationen, die in ihrer Sinnhaftigkeit ständig über sich selbst hinausweisen und zugleich in ihrem Vollzug ihre eigenen Möglichkeitsbedingungen schaffen.

Gerade letzteres sieht Rawls später als Hauptargument für eine Bündelung unterschiedlicher soziologischer Ansätze als *constitutive order sociology* (CO), die sich mit der Untersuchung situativer Möglichkeitsbedingungen auseinandersetzt. Wir widmen uns ihren Ausführungen dazu ausführlich, da es sich – folgen wir der Affekttheorie – mit Affektivität um eine, wenn nicht *die* zentrale Möglichkeitsbedingung sozialer Situationen handelt, und die Untersuchung von Affektivität entsprechend Rawls' CO-Soziologie zuzuordnen wäre, was uns eine präzisere disziplinäre Einordnung unseres Unterfangens erlaubt. Dabei wird auch der Blick auf ein methodisches Problem gelenkt: Denn die Untersuchung der Möglichkeitsbedingungen von Situationen betrifft auch die Beobachtungssituation selbst, wodurch das *was* und *wie* der Beobachtung nicht vorab theoretisch determiniert werden kann. Hier finden sich auch innerhalb der CO-affinen Ethnomethodologie kritisch zu betrachtende Positionen, die eine solche Determination durchaus vertreten: Nämlich in Form einer an Erving Goffman orientierten Definition von ›Situation‹ als menschliche Begegnung in physischer Kopräsenz. Wir stellen diese Definition in Frage und rekurrieren hierzu auf Betonungen der Nicht-Selbstverständlichkeit von Beobachtbarkeit und Anwesenheit. Diese führen uns auch dazu, die Reichweite von CO-Soziologie zu diskutieren: Wenn nämlich die Situation nicht auf face-to-face-Situationen beschränkt ist, werden auch weitaus umfassendere Gebilde potenzieller Untersuchungsgegenstand für situationistische Soziolog/innen. Verdeutlicht wird dies über eine Skizzierung jüngerer Diskussionen um Inter- und Transsituativität. Hier schließen wir uns Knorr Cetinas Konzept der ›synthetischen Situation‹ an, die Situationen statt als an bestimmte Konstellationen (i.e. physische Kopräsenz) gekoppelt als Konsequenzen von *Praktiken des Situierens* versteht, die insbesondere die Herstellung geteilter *Aufmerksamkeit* beinhalten. Und diese Kategorie der Aufmerksamkeit, so postulieren wir zunächst (und erläutern im Anschluss), lässt sich affekttheoretisch genauer entschlüsseln: Als spezifische Erscheinungsform grundsätzlicher situativer Affizierung und Affizierbarkeit.

Luhmanns Marginalisierung des Körperlichen zwar hinderlich; dennoch wird ihm gegen Ende des ersten Teils ein Exkurs gewidmet, da er zugleich einige wichtige Anhaltspunkte liefert, wie aus situationistischer Sicht mit dem Psychischen umgegangen werden kann. Dies wird insbesondere im zweiten Teil, der sich mit der Emotionssoziologie auseinandersetzt, relevant.

Damit kommen wir zum zweiten Teil der Arbeit, dem ›Affekt‹. Hier gehen wir zunächst einen Schritt zurück und verschaffen uns einen Überblick über emotionssoziologische Ansätze, die sich annäherungsweise dem im vorherigen Teil etablierten prozessualen Situationismus zuordnen lassen. Hier wird deutlich, dass der emotionssoziologische Fokus insbesondere auf diskreten emotionalen Episoden liegt, kaum jedoch der Phänomenbereich sozialer Affizierungen allgemein in den Blick genommen wird. Eine Ausnahme bildet die im Anschluss umfassend diskutierte Theorie Randall Collins' über *emotional energy in interaction ritual chains*. Grundthese Collins' ist, dass über die Herstellung geteilter Aufmerksamkeitszentren in lokalen Situationen Bedeutsamkeiten generiert werden, die die Situationsteilnehmer/innen, vereinfacht ausgedrückt, mit der dort erlebten situativen Geselligkeit assoziieren. Dies wiederum würde bei ihnen anthropologisch bedingt (als *social animals*) positive Gefühle wecken bzw. dazu führen, dass sie an emotionaler Energie ›gewinnen‹, und zwar abhängig vom Grad der Nähe zum Aufmerksamkeitszentrum. Der damit verbundene motivationale Anreiz, diesen Energiegewinn zu reproduzieren und umgekehrt negative Gefühle zu vermeiden bzw. ›emotionale Energie zu verlieren‹ (hervorgerufen bspw. durch den Ausschluss aus einer sozialen Situation), ist dann für Collins die Erklärung für die intersituative Stabilität von Bedeutungen und die Wiederholung sozialer Praktiken; m.a.W., die Erklärung für soziale Ordnungsbildung.

Collins' Theorie und sein damit verbundenes Affektverständnis halten wir in mehreren Punkten für kritikwürdig (u.a. die ökonomische Metaphorik und der selektive Rekurs auf affektive anthropologische Grundkonstanten). Weiterführende Beschäftigung verdient insbesondere seine These affektiver Bipolarität (die ›negativen‹ und ›positiven‹ Gefühle bzw. der ›Gewinn‹ und ›Verlust‹ an emotionaler Energie), da er zu ihrer Begründung nicht zuletzt auch einen wichtigen soziologischen Bezugspunkt heranzieht: Collins rekurriert hierzu nämlich auf Émile Durkheims Unterscheidung zwischen sakralen ›geselligen‹ und profanen ›vereinzelten‹ Phasen menschlichen Zusammenlebens und assoziiert diese mit positiven und negativen Gefühlen. Bei Collins wird diese Unterscheidung zu einer *psychischen* Kategorie in Form einer Skala für individuelle emotionale Energieniveaus. Wie uns ein nochmaliger, dritter Blick auf Rawls zeigt, geht es Durkheim selbst jedoch um eine genuin *soziale* Kategorisierung von Affektivität, die durchaus rein situationistisch interpretiert werden kann, ohne psychologisierende Erklärungsmodelle zu Hilfe nehmen zu müssen.

Bei Rawls wird Durkheims sakral/profan-Unterscheidung nicht als Erklärung für individuelle Motivationen an Situationen teilzunehmen verstanden. Stattdessen will sie die Funktionen dieser Unterscheidung für die Situation *selbst* in den Blick nehmen: Nämlich die Etablierung fundamentaler sozialer Episteme, und zwar diejenigen der *Differenz* (das der Situation zugehörige ›Sakrale‹ und das ihr nicht zugehörige ›Profane‹),

der praktischen *Wirksamkeit* (die Selbstidentität der Praxis mit ihrem Vollzug, bei Durkheim klassischerweise die Produktion der Klanggemeinschaft über einen den Klan repräsentierenden totemischen Ritus) und der *Hierarchie* (der Assoziation zwischen Differenz und Wirksamkeit, bei Durkheim in Form eines wirkmächtigen Sakralen, das mit seinem sakralen *mana* Macht über das Profane besitzt). Diese Episteme sieht Rawls mit Durkheim als die Grundbausteine sozialer Ordnung überhaupt, auch wenn man ihnen ihren religiös-rituellen Ursprung nicht ansieht. So äußert sich in modernen differenzierten Gesellschaften die soziale Ordnung fundierende Unterscheidung von sakral und profan für Rawls in Form der *shoulds* und *should nots* sozialer Praxis.

Zwar sind wir den bei Collins monierten Tendenzen zur Psychologisierung entgangen, indem wir mit Rawls Affizierungen in der Form ›sakral‹ und ›profan‹ in Praktiken statt in Individuen verortet haben. Im Anschluss zeigen wir uns jedoch Rawls gegenüber dahingehend uneinsichtig, dass wir nicht davon überzeugt sind, dass die Form der praktischen Strukturierung von Affektivität immer schon als binäre Unterscheidung zwischen sakralem *should* und profanem *should not* vorgegeben sein soll. Unterstützung für die Ausarbeitung unseres Einwands holen wir uns bei Durkheims Neffen und Schüler Marcel Mauss, in dessen Werk sich zweierlei Infragestellungen einer Binarität sozialer Affektivität finden lassen: Erstens im Phänomen der Gabe, die sich in ihrer Ambivalenz dem schwarz/weiß von Sakralem und Profanen entzieht, wobei aktuellere gabetheoretische Interpretationen die Gabe zudem als Fundament sozialer Interaktionen ansehen. Dadurch wird diese Entzogenheit nicht zur Ausnahme, sondern zur Regel. Zweitens in Mauss' gemeinsam mit Henri Hubert verfassten religionssoziologischen Überlegungen zum *mana*, das er, anders als Durkheim, *nicht* mit dem Sakralen gleichsetzt, sondern als ihm logisch vorgeordnet versteht: Noch nicht als ›Macht‹, sondern als affizierendes, Unterscheidungen vorausgehendes, unstrukturiertes *Potential*.¹⁴ Unserer Ansicht nach lässt sich *mana* damit als proto-affekttheoretischer soziologischer Affektbegriff lesen, der für unser Affektverständnis zweierlei nahelegt: Erstens, einen konzeptionellen Einbezug von Affizierungen jenseits einfacher Unterscheidungen hin zu einer Mitberücksichtigung polyzentrischer situationaler Erscheinungsformen. Und zweitens, eine Infragestellung von Theorien wie Rawls', die von der Grundannahme einer bestimmten formalen Strukturierung sozialer

14 Offenlassen müssen wir an dieser Stelle, inwieweit damit die im Eingangszitat aufscheinende Assoziation zwischen Intensität und Religiosität, die Durkheim und seine Rezipient/innen zu teilen scheinen, wieder relativiert wird. Zwar ist bei Mauss *mana* nicht Gegenstand rein religiöser, sondern auch magischer Praktiken; dies führt bei ihm jedoch eher zu einer Aufweichung von Unterscheidungen zwischen Religion und Magie.

Praxis ausgehen anstatt die Form der Strukturierung *selbst* zum praktischen Problem werden zu lassen.

Mit der These einer sowohl formalen als auch inhaltlichen Praxisspezifik situativer Affizierungen gelangen wir schließlich zur Behandlung von Affektivität in Praxistheorien jenseits unserer bisherigen situationistisch-ethnomethodologischen Komfortzone. Das weitere Feld der Praxistheorien wurde von uns bislang ausgespart, da diese klassischerweise die *Situativität* von Praktiken äußerst stiefmütterlich behandeln. Dies zeigt uns etwa der Blick auf Pierre Bourdieus Missverständnissen gegenüber den situationistischen Ansätzen Goffmans und Garfinkels. Neuere praxeologische Entwicklungen, insbesondere diejenigen, die den *body turn* aufgegriffen haben, fokussieren hingegen ausdrücklich das Verhältnis von Praxis und Situation und legen selbst ein Stück weit die ›Ethnomethodologisierung‹ der Praxeologie nahe. An diesem Punkt schlagen wir nun vor, dass *affective* und *body turn* sich vor dem Hintergrund der Praxistheorien wechselseitig ergänzen können: Die Betonung der Materialität von Sozialität im *body turn* auf der einen, das prozessuale Primat der Bewegung im *affective turn* auf der anderen Seite. In der kritischen Auseinandersetzung mit bestehenden praxeologischen Beschäftigungen mit Affektivität wird dabei deutlich, dass eine Voraussetzung hierfür eine heuristische Engführung auf die konstitutive Rolle situativer Affektivität nötig ist, da diese andernfalls droht, dem praktischen Zugriff wieder entzogen zu werden.¹⁵ Das bedeutet schlussendlich ein Affektverständnis zu vertreten, das Affektivität als situatives praktisches *accomplishment* versteht, das den Praxisvollzug fortlaufend mit den Problemen seiner eigenen Möglichkeitsbedingungen konfrontiert. Diese Perspektive wird abschließend durch Verweis auf bestehende Untersuchungen sowie Überlegungen zu geeigneten Forschungsfeldern und Anschlussfragen verdeutlicht. Empirisches Potential bieten aus unserer Sicht insbesondere ethnografisch informierte digitalsoziologische Ansätze, da in deren Feld das Problem der Situationskonstitution reflexiv in den Vordergrund gerückt wird, ohne dass auf die vermeintliche ›Natürlichkeit‹ der face-to-face-Situation zurückgegriffen werden kann, womit es sich von ähnlich situationsreflexiven Settings wie Psychotherapie und Dramaturgie unterscheidet. Und durch diese praktische ›Befreiung‹ von gefestigten Situationsvorstellungen stellen sie zugleich auch etablierte theoretische Vorurteile der Soziologie in Frage.

15 Konkret widmen wir uns den Ansätzen Ted Schatzkis, Andreas Reckwitz' sowie Margaret Wetherells. Bei Schatzki wird Affektivität hauptsächlich zur Frage des *Stils* einer Praxis; Reckwitz stellt sich für uns als Rückschritt zu einem simplifizierenden anthropologischen Affektverständnis dar; Wetherell schließlich reduziert Affektivität im Endeffekt auf ihre Funktion als ›Körper-Sprache‹.